

Auf der Suche nach der neuen Kultur : 20 Jahre Stapferhaus Schloss Lenzburg

Autor(en): **Keller, Rolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **52 (1981)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918162>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auf der Suche nach der neuen Kultur

20 Jahre Stapferhaus Schloß Lenzburg

Von Rolf Keller

Zugegeben, ein wenig hochtrabend klingt er schon, dieser Titel. Aber er vermag vielleicht doch in ganz grobem Umriß das anzudeuten, was die Tätigkeit des Stapferhauses, der Lenzburger Begegnungsstätte, die 1980 ihr 20jähriges Bestehen feiern konnte, ausmacht. Die Formulierung stammt im übrigen von Jeanne Hersch; ihr Nachwort zum Clottu-Bericht, dieser Analyse des Zustands der schweizerischen Kultur und Kulturpolitik, schließt mit dem Satz: «Die Suche nach der neuen Kultur geht also weiter.»

Als Motto stand diese Formulierung unlängst auch über dem «16. Schweizerischen Seminar» im Stapferhaus. Diese Veranstaltung soll Ausgangspunkt für den folgenden Versuch sein, die Aufgabe und das Wirken des Stapferhauses ein wenig ausführlicher vorzustellen.¹ Was ist das Stapferhaus? Worin besteht die Arbeit der dort Beschäftigten? Was macht man als Tagungsteilnehmer oben im Schloß? Auf solche Fragen sollen Antworten skizziert werden; denn schon ein an sich belangloses Beispiel zeigt, daß die Kunde vom Bestehen und Funktionieren dieser Lenzburger Institution trotz ihren zwanzig Jahren noch nicht in alle Lande gedrungen ist: mehr als einmal waren telefonisch bestellte Sendungen – infolge des Gleichklanges – an das «Stadtpfarrhaus, Schloß Lenzburg» adressiert!

In einem ersten Teil möchte ich nicht nur den äußeren Verlauf der Tagung schildern und die Ergebnisse zusammenfassen, sondern auch den Inhalt der Gespräche erörtern und einige persönliche Überlegungen zum Thema anstellen, weil auch dies – die eingehende Beschäftigung mit bestimmten Problemen – einen wesentlichen Teil der Arbeit des Stapferhaus-Personals ausmacht. Anschließend soll noch ein Blick auf die Entstehungsgeschichte und die bisherigen Aktivitäten des Stapferhauses geworfen werden.

EINE VERANSTALTUNG IM STAPFERHAUS

Zum äußeren Anlaß für jenes «Schweizerische Seminar» wurde das 40jährige Bestehen der eidgenössischen Kulturstiftung Pro Helvetia genommen. (Die Pro Helvetia ist eine von vier Organisationen, die gemein-

¹ In gestraffter Form tut dies auch der diesen «Neujahrsblättern» beigelegte Faltprospekt über das Stapferhaus.

sam das Stapferhaus gegründet hatten – ich komme darauf zurück.) Damit lag es auch nahe, eine kulturelle Thematik zu wählen.

Kultur ist Auseinandersetzung – und Begegnung

Allerdings sollte es an dieser Tagung nicht nur um Kultur im engeren Sinne gehen, mit der sich die Pro Helvetia im allgemeinen befaßt (also Literatur, Musik, Malerei usw.), sondern um Kultur in jenem umfassenderen Verständnis des Begriffs, wie es Jeanne Hersch im erwähnten Nachwort darlegt, wonach mit der neuen Kultur eine neue Art gemeint ist, «den menschlichen Beziehungen, der Arbeit, der Umgebung, den Werken einen Sinn zu geben». Oder um es mit der Definition zu sagen, die das Verfasser-Team der Aargauer Mappe «Landschaftsstadt»² seiner Arbeit zugrundelegte: «Unter Kultur verstehen wir die Gesamtheit aller Lebensbekundungen, sowohl im privaten wie im beruflichen und im öffentlichen Bereich, die darauf abzielen, die natürlichen Fähigkeiten des Menschen zu entfalten, neben Kunst und Wissenschaft also auch Erziehung und Weiterbildung, Gestaltung der Umwelt, Information und Kommunikation. Kultur ist Tätigkeit, Auseinandersetzung, Bewegung – nicht passiver Genuß.»

Dieses Thema also sollte nach der Absicht der Leitung des Stapferhauses am sogenannten «Schweizerischen Seminar» behandelt werden, einem fast alljährlich im Stapferhaus durchgeführten, viertägigen Anlaß. Ursprünglich waren diese Schweizerischen Seminare als Sommerferienkurse für Studenten konzipiert worden. Diesmal wurden die Einladungen zu dieser Aussprache aber recht breit gestreut, sie ergingen außer an Studenten auch an andere Jugendliche, an künstlerisch Schaffende der verschiedensten Gebiete und generell an kulturell und kulturpolitisch Interessierte.

Hierzu ist vielleicht eine Zwischenbemerkung angebracht: Stapferhaus-Veranstaltungen sind in vielen Fällen für einen mehr oder weniger abgegrenzten Kreis möglicher Teilnehmer gedacht, d. h. sie werden in der Regel nicht öffentlich ausgeschrieben, sondern es werden gezielt einzelne Personen oder bestimmte Gruppen eingeladen. Dieses Vorgehen bezweckt, Leute zusammenzuführen, in deren Runde sich voraussichtlich gewinnbringende Gespräche entwickeln. Allerdings bringt es diese Veranstaltungsart auch mit sich, daß sich – wie oben angetönt – die Tätigkeit des Stapferhauses selbst für den lokalen Beobachter eher im stillen abspielt. Dies eben im Gegensatz zu Institutionen der Erwachsenenbildung, die jährlich oder halbjährlich für mehr oder weniger klar umschriebene Wissensgebiete oder Fertigkeiten Kurse anbieten, welche durch öffentliche Ausschreibung einem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden.

Dies will nun freilich nicht heißen, daß nur Personen ins Stapferhaus eingeladen würden, von denen man annehmen kann, daß sie eine ähnliche

² Herausgegeben von der Schweizerischen Bankgesellschaft, 1972.

Wellenlänge haben – für bunte Mischung bleibt allemal gesorgt. In den Worten, die ein Stapferhausbesucher mit Bezug auf das Schweizerische Seminar schrieb: «Zuerst fällt mir die Verschiedenheit der Teilnehmer auf. Diese Verschiedenheit wird mir noch lange zur Quelle von Erfahrungen am Menschen. Ich meine weniger die Verschiedenheit der Ideen zum Seminar-Thema, sondern die Vielgestaltigkeit im Erscheinungsbild, in der Redeweise, in der Darstellung des Problems, in den erahnten Hintergründen der Gedanken, in den Reaktionen auf Aussagen von andern Teilnehmern.» – Aber eben, es hätte wohl wenig Sinn, zu Tagungen mit eher spezifischer Thematik (sagen wir die Totalrevision der Bundesverfassung oder Probleme des Rätoromanischen) völlig willkürlich einzuladen; den Einladungen würde entweder gar nicht gefolgt, oder es würde während der meist recht kurzen Einzelveranstaltungen – länger als einen halben bis anderthalb Tage können sich im Normalfall die wenigsten Leute freimachen – kaum viel heraus schauen.

Mit seiner viertägigen Dauer hat das Schweizerische Seminar immerhin den Vorteil, daß mehr Zeit zur Verfügung steht, in der sich die Gesprächsteilnehmer aufeinander einstimmen können – was wiederum nicht heißt, daß am Schluß alle einer Meinung wären: allenfalls sehen sie deutlicher, worin die Uneinigkeiten bestehen!

Jedenfalls leisteten schließlich rund vierzig Künstler, Studenten, Journalisten, «Kulturpolitiker» der Einladung zur gemeinsamen Suche nach der neuen Kultur Folge. Nach der Begrüßung im Stapferhaus und der gegenseitigen Vorstellung versuchten sie in Gruppen erst einmal, das komplexe Wort Kultur einzukreisen, zu einem Begriff werden zu lassen. Dies erwies sich – wie vorauszusehen war – als so schwierig, daß der Definitionsprozeß eigentlich noch während des ganzen Seminars anhielt. (Immerhin, im stets erneuten Befragen der soeben gewonnenen Erkenntnis, in der bewußten Auseinandersetzung mit dem Bestehenden, liegt ja etwas Wesentliches von Kultur.) Aber die Teilnehmer waren sich jetzt im klaren darüber, daß sie manchmal mit Kultur «nur» so etwas wie Kunst meinten, und dann wieder alles, was ein Mensch, eine Gesellschaft lebt, denkt, hervorbringt. Nicht zuletzt gaben aber auch die Überschneidungen der zwei Bereiche zu ausführlichen Diskussionen Anlaß: Welche Stellung hat der Künstler in der Gesellschaft? Welche Rolle spielt er für unsere Kultur in der umfassenderen Bedeutung?

In Arbeitsgruppen, im Plenum, während der Mahlzeiten im Stapferhaus oder beim Schlummertrunk in den Lenzburger Hotels sprachen, referierten, debattierten, plauderten die Seminarteilnehmer über ihr Lebensgefühl in unserer Umwelt – eben über unsere Kultur –, kamen während der vier Tage dem Thema und sich persönlich spürbar näher. Und in dieser mehrschichtigen Bewegung aufeinander zu liegt letztlich das, was mit der Bezeichnung «Begegnungsstätte» für das Stapferhaus gemeint ist.

Diagnose des Unbehagens

Grob gesagt ließen sich zwei Phasen in der Entwicklung der Gespräche unterscheiden. Zuerst versuchten die Teilnehmer dem Unbehagen, das sie praktisch ausnahmslos bezüglich einzelner Aspekte unserer Kultur empfinden, Ausdruck zu verleihen. Sodann ging es nach der Analyse der bestehenden Kultur darum, den Weg in Richtung der neuen abzustecken.

Zur Sprache kam das diffuse Unbehagen einerseits, das sich kaum artikulieren, kaum lokalisieren und begründen läßt, das den Einzelnen zur Frage treibt: «Wozu das alles?». Jenes Unbehagen vielleicht, das sich seither vor allem in Zürich explosionsartig Luft verschafft hat, von dem man merkt, daß es sich, gerade weil es nicht auf Spezifisches zielt, gegen Grundsätzliches richtet, die bestehende Gesellschaft in Wesentlichem ablehnt. Auf der anderen Seite akuteres Unbehagen, gegenüber der Zersiedelung und Verbetonierung der Landschaft, den Gefahren der Gen-Manipulation, der Verflechtung von Politik, Militär und Wirtschaft und so fort.

Beide Formen des Unbehagens lassen sich wohl auf ähnliche Wurzeln zurückführen. Man kann davon ausgehen, daß die Kultur, wie oben definiert, ein Ausdruck des Wesens oder des Selbstverständnisses eines Individuums oder einer bestimmten Gesellschaft ist: die Bücher, die in unserem Land geschrieben, die Bilder, die hier gemalt werden, aber auch die Autos, die wir fahren, die Art, wie wir unsere Häuser bauen und die Gärten pflegen, unser Schulsystem und unsere Banken – all dies widerspiegelt etwas von unserem Wesen, von unserer Selbsteinschätzung; alles ist gerade so, wie es ist, weil wir «wir» sind. Mit anderen Worten: was ich äußere, ist bestimmt durch das, was ich bin und wie ich mich selbst verstehe.

Nun verhält es sich doch mit dem Selbstverständnis wie mit der menschlichen Psyche: solange ich gesund und frohen Mutes bin, denke ich gar nicht an sie. Mit Recht weist Peter Dürrenmatt in seinem Buch «Sonderfall oder Endstation» darauf hin, daß das echte, natürliche Selbstverständnis eines Volkes keiner Benennung bedarf, es «versteht sich von selbst»; ein Land diskutiert seine geistigen Grundlagen, seine Wertprämissen, oder wie immer man es ausdrücken will, wenig bis gar nicht, solange diese – vom Ausland her oder durch einen Teil seiner eigenen Bürger – nicht in Frage gestellt werden.

Wird dagegen ein Unbehagen in der Kultur konstatiert, so kann man vermuten, daß mit dem zugrundeliegenden Selbstverständnis etwas nicht stimmt, das Unbehagen ist Symptom eines tiefer sitzenden Übels, wie körperliches Unwohlsein Symptom einer seelischen Unstimmigkeit sein kann; jetzt plötzlich, bei einer Störung, werde ich mir dessen wieder einmal bewußt. Allein schon die Tatsache des Redens über das schweizerische Selbstverständnis beweist, daß es angeschlagen ist.

Um es mit einem Beispiel zu sagen: Der am konkretesten faßbare Ausdruck des Selbstverständnisses eines Volkes ist seine Verfassung. Sie widerspiegelt die Geisteshaltungen, auf denen unser Staatswesen aufgebaut ist, sie enthält die Grundprinzipien, nach denen unser Zusammenleben funktioniert.

Die Verfassung, als Abbild des Wesens einer Nation, ist eine kulturelle Leistung – eben: in der Kultur eines Landes offenbart sich sein Selbstverständnis. Es ist also wohl nicht ganz zufällig, daß in den 1960er und 1970er Jahren eine Totalrevision unserer Bundesverfassung ins Auge gefaßt worden ist: das allenthalben bereits vage verspürte Unbehagen wurde auch in diesem Bereich empfunden, weil das traditionelle Abbild des Selbstverständnisses – die bestehende Bundesverfassung – und das aktuelle Lebensgefühl nicht mehr aufeinanderstimmen wollten.

Nun meint natürlich niemand, mit einer Überarbeitung der geschriebenen Verfassung die innere «Verfassung», den geistigen Zustand der Nation zu verbessern; das wäre ebenso bloße Symptombekämpfung, wie wenn ein Maler meinte, mit einem neuen Verputz das faulende Mauerwerk darunter auf die Dauer retten zu können. Aber die Revision ist doch ein Anlaß zum Überdenken des dahinterstehenden Selbstverständnisses. Der Anstrengung dieses Überdenkens sollte niemand ausweichen, der nicht Gefahr laufen will, daß sich die Fäulnis unter der Oberfläche ausbreitet und eines Tages hindurchbricht.

Denn wenn ich mich als Glied einer Gemeinschaft nicht mehr mit dem, was die Gemeinschaft hervorbringt (ihrer Kultur) identifizieren kann, weil sie auf Werten basiert, die nicht die meinen sind, so kann dies so weit gehen, daß ich jegliche Einsicht in den Sinn des Lebens, meines Lebens, verliere, weil in dieser Gemeinschaft mir nichts diesen Sinn bieten kann. Im kleinen Rahmen: Wenn an einem Fest die Mehrheit meiner Tischnachbarn einen ganzen Abend lang Diensterlebnisse erzählt, ich aber ein engagierter Pazifist bin, dann ergibt sich in dieser Tischrunde für mich keine Gemeinschaftlichkeit; das Fest, das seinen Sinn ja in der Zusammengehörigkeit hätte, wird für mich sinnlos. Oder im größeren Rahmen: Das Unbehagen vieler Leute in der modernen Konsumgesellschaft ist doch Symptom dafür, daß sie sich mit einer primär materialistischen Wertordnung nicht mehr abfinden können, daß sie vom bloßen Wohlstand zur Wohlfahrt fortschreiten, also Wachstum und Quantität endlich durch mehr (Lebens-) Qualität ergänzen möchten.

Solche Differenzen über die grundlegenden Werte zwischen verschiedenen Gruppen einer Gemeinschaft müssen für diese ein Alarmzeichen sein; wenn sich die Wertordnungen nicht wieder annähern lassen – wenn es mir nicht gelingt, den Gesprächsstoff der Tischrunde auch noch auf mir näherliegende Themen als das Militär auszuweiten –, besteht die Gefahr einer Spaltung der Gemeinschaft und damit eines Umwerfens der bisher gelten-

den Ordnung – ich werde das Fest frühzeitig verlassen, vielleicht sogar wütend das Geschirr vom Tisch fegen, tabula rasa schaffen.

Will eine Gemeinschaft dies vermeiden, so bleibt ihr, wie gesagt, nur die offene Auseinandersetzung mit ihren Werten, und je nachdem eine Gewichtsverlagerung in der Wertordnung, die allen ihren Gliedern so viel Identifikationsmöglichkeiten mit der Gemeinschaft gibt, daß diese fortbestehen kann. Die Gemeinschaft sollte also, mit einem Begriff Otto F. Walters, auf ihr «Frühwarnsystem» achten – die (künstlerischen und anderen) Äußerungen von «Unbehagen in der Kultur» in ihrem eigenen Interesse ernst nehmen, sich rechtzeitig auf die Suche nach einer neuen Kultur machen.

Therapie des Unbehagens?

Der Analyse des Unbehagens folgte in der zweiten Phase des Schweizerischen Seminars der Versuch, Vorschläge zur Verbesserung der als unbefriedigend empfundenen Kultur zu machen. Allerdings besteht über Änderungsvorschläge meist noch weniger Einigkeit als zuerst über die vergleichsweise «objektive» Beschreibung eines Sachverhalts. Die vier Arbeitsgruppen unternahmen es dennoch, nach Antworten auf die zwei Fragen: *was* wäre in der neuen Kultur anders? *wie* kann es erreicht werden? zu suchen. Die Beantwortung der ersten Frage hatte sich aus der Analyse der jetzigen Kultur ergeben: es bestünde eine klare, von der Gemeinschaft ziemlich einhellig akzeptierte Werthierarchie. Über abstrakte Zielvorstellungen ist man sich durchaus einig: Ziel der Entwicklung ist es, jedermann ein menschenwürdiges Leben zu sichern. Dies bedeutet, immer noch eher abstrakt ausgedrückt, daß menschliches Tun auf Mitmenschlichkeit hin angelegt sein muß. Dem ethischen Element gebührt in unserer Prioritätenliste ein viel höherer Rang. Statt bei allem und jedem zuerst an den Profit zu denken, sollte bei allem und jedem zuerst an den mitmenschlichen Nutzen und an die ethische Verantwortbarkeit gedacht werden.

Und dann konkreter einige Antworten der Seminarteilnehmer auf die Frage nach dem «Wie?»: Jede Sendung von Radio und Fernsehen, jeder Zeitungsartikel, jede Unterrichtsstunde, jede wissenschaftliche Arbeit müßte einen ethischen Bezugspunkt haben. Der Maßstab wäre immer die Frage: «Was dient dem Wohl der Gemeinschaft?» – Eine weitere Möglichkeit: die Pro Helvetia oder eine andere Institution vergibt regelmäßig eine Auszeichnung (finanzieller oder anderer Art) für ethisch fundierte Wissenschaftskritik, also für Arbeiten, die zeigen, auf welchen Forschungsgebieten noch zu einseitig technokratisch oder ökonomisch gedacht und gearbeitet wird und wie ethische Gesichtspunkte stärker einbezogen werden könnten. – Oder: Leistungs- und Konkurrenzdenken in der Schule sollten ebenso wie die Vermittlung von oft realitätsfernem Faktenwissen und die

Aufsplitterung der Wirklichkeit in unzusammenhängende Fächer ersetzt werden, dafür sollte die direkte Lebens- und Umwelterfahrung des Kindes Unterrichtsgegenstand sein. Theorie und Praxis, Schule und Alltag müßten vermehrt ineinander übergehen, etwa in Quartierstudios, wo Schüler und Erwachsene gemeinschaftlich lehren und lernen.

Resultate und Nacharbeit

So weit, so gut, das sind Ergebnisse, Vorschläge; noch müssen den Worten Taten folgen. Und dieser Schritt ist natürlich der schwierigste; oft, je nach Thema, übersteigt er die Möglichkeiten einer Stapferhaus-Veranstaltung von vornherein. Gerade das Beispiel der Schule führt drastisch vor Augen, wie alles «vernetzt» ist: solange das Leistungsdenken in der Gesellschaft vorherrscht, hat der junge Mensch, der ins Leben eintritt, einen äußerst schweren Stand, wenn er die Spielregeln des Systems nicht auf den Weg mitbekommen hat; darf also die Schule «ausscheren»? An solchen Punkten erwies sich die ganze Komplexität der Fragestellung nach der neuen Kultur.

Bei einem Anlaß wie dem beschriebenen Schweizerischen Seminar mit seiner weit ausholenden Thematik wird somit am Schluß nicht einfach ein Bündel sichtbarer Ergebnisse vorliegen, vielmehr dürfte es sich um Resultate wie die beispielhaft erwähnten Anregungen handeln. Von diesem Seminar trug darüber hinaus jeder Teilnehmer ein besseres, tieferes, vielleicht auch ein anderes Verständnis unserer Kultur nach Hause und in seinen eigenen Bekanntenkreis hinein. Er wußte jetzt genauer, wo ihn der Schuh drückte, worin sein ganz persönliches Unbehagen gründete, und daher sah er auch klarer, wo er selbst auf eine Veränderung seiner Lebensbedingungen, seiner Umwelt hinarbeiten möchte.

Auch ein späteres, beiläufiges «Danke übrigens, daß Sie mich letztes Jahr auf die Bücher Erich Fromms aufmerksam gemacht haben» ist ein – eben auch wieder unsichtbares, meist gar nicht feststellbares – Resultat: da hat einer im Gespräch etwas erfahren, wovon er in seinem anders gelagerten beruflichen Alltag eventuell nie gehört hätte. Ein ebenfalls nicht handgreiflicher Wert ist auch der folgenden Aussage von Tagungsteilnehmern zuzumessen: «Ich bin doch froh, daß ich jetzt den XY einmal persönlich treffen konnte, er ist eigentlich ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt hatte.»

Auch wenn also das Stapferhaus nicht wie ein Parlament eine Vorlage durchberaten, darüber abstimmen und sie der Verwaltung zur Ausführung übergeben kann, so gibt es doch durchaus auch Ertrag, der sich deutlich manifestiert; in manchen Fällen waren Aussprachen im Stapferhaus Anfang oder Wegmarke einer Entwicklung, die später, vielleicht erst nach Jahren, Früchte trug. So hatten etwa die im Zweijahresbericht 1980

der Kulturstiftung Pro Argovia erwähnten Aargauer Gespräche im Stapferhaus über *Die Schaffung eines Gesetzes über die staatliche Kulturpflege*, über *Musikalische Erziehung und Ausbildung im Aargau*, über die *Förderung des Darstellenden Spiels an den aargauischen Schulen* dank dem «Mittragen von Bevölkerung, Behörden und engagierten Persönlichkeiten» Konsequenzen in der Praxis: der Aargau hat unterdessen ein Kulturgesetz, neue Musikschulen und der aargauische Musikrat wurden gegründet, die Schultheaterkommission und die kantonale Schultheater-Beratungsstelle geschaffen. – Um einen Beitrag an eine verbesserte politische Bildung zu leisten, wurden im Stapferhaus während mehrerer Jahre für Lehrkräfte Kurse über staatsbürgerlichen Unterricht durchgeführt, die in der Folge institutionalisiert und von der Luzerner Weiterbildungszentrale für Mittelschullehrer übernommen werden konnten. – Auf bestem Wege, zu einer kleinen Tradition zu werden, sind auch die jährlichen sogenannten «Kantonekonferenzen», an welchen Vertreter der Kantone im Rahmen der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der allgemeinen öffentlichen Bibliotheken einen Informations- und Erfahrungsaustausch pflegen und aktuelle Fragen der möglichen Weiterentwicklungen des öffentlichen Bibliothekswesens behandeln. – Von der Stapferhaus-Aussprache zwischen Vertretern aller politischen Parteien über das weitere Schicksal der Revision der aargauischen Kantonsverfassung ging 1979 ein Signal aus für die schließlich vom Volk beschlossene Weiterführung der Totalrevision. – Das Rätoromanische war Gegenstand mehrerer Anlässe auf der Lenzburg. 1977 mündeten die Bemühungen in die Gründung der Arbeitsgemeinschaft Dreisprachiges Graubünden, die immer noch vom Leiter des Stapferhauses präsiert wird; sie bietet den verschiedenen Sprachgruppen ein Forum, in dessen Rahmen auch ein bündnerisches Sprachengesetz erarbeitet worden ist. – Auch auf die Entstehung der Volkshochschule Lenzburg, zu welcher der Stapferhausleiter maßgeblich beitrug, darf in diesem Zusammenhang verwiesen werden (sie wird an anderem Ort in diesen «Neujahrsblättern» ausführlicher nacherzählt).

Zu den Ergebnissen einer Tagung zählt schließlich auch, was für die im Stapferhaus Tätigen einen mindestens so wichtigen – und zeitlich aufwendigen – Teil der Arbeit ausmacht wie die Vorbereitung und Durchführung einer Tagung: die sogenannte Nacharbeit. Was ich oben zur Beschreibung des «Unbehagens in der Kultur», zu seiner Analyse und zu einigen Änderungsvorschlägen ausgeführt habe, war natürlich nicht alles, und schon gar nicht in kohärenter Form, während des Seminars besprochen worden. Vielmehr steckt darin eben bereits Nacharbeit: nach Abschluß einer Veranstaltung gilt es, die wesentlichen Punkte und Linien der längeren Gespräche in einem sinnergebenden Zusammenhang darzustellen, die Ergebnisse zu sichten, wichtige Aspekte mit Blick auf konkret zu ergreifende Maßnahmen aufzugreifen, weiterhelfende Kontakte herzustellen, vertiefende Arbeit mit demselben oder einem ähnlichen Kreis Interessierter ins

Auge zu fassen. Die so entstehenden Tagungsberichte und anderen Unterlagen bilden einerseits für die Teilnehmer und das Stapferhaus selbst Gedächtnisstütze und Ideenreservoir, andererseits sollen sie dazu dienen, das Thema auf der Basis des an der Tagung besprochenen weiterzuvorführen, abzurunden; schließlich ergeben sie – nicht zuletzt in Form der Hefte der vom Stapferhaus herausgegebenen Schriftenreihe – Informationsgrundlagen für Dritte, die sich mit dem betreffenden oder einem ähnlichen Thema beschäftigen möchten. In der Schriftenreihe weisen beispielsweise schon die Untertitel «Bisherige Leistungen, neue Pläne und ihre Realisierbarkeit» oder «Bestandesaufnahme und Entwurf» der Hefte 5 und 7 (Roland Stiefel, «Sprachpflege in der deutschen Schweiz», Albert Hauser, «Musikalische Erziehung und Ausbildung im Aargau») auf diesen Zweck der Publikationen hin. Bisher sind im Verlag Sauerländer ein Dutzend Hefte erschienen.

Ich habe darzulegen versucht, auf welche Weise durch das Stapferhaus die Idee der Errichtung einer Begegnungsstätte auf der Lenzburg in die alltägliche Praxis umgesetzt worden ist, und dies illustriert, indem ich mich mit einem konkreten Beispiel eingehender befaßte. Der Abschluß des zweiten Jahrzehnts soll nun noch kurz zum Anlaß genommen werden, um einen Blick zurück auf die Entstehungszeit sowie das bisherige Wirken des Stapferhauses zu werfen, ausgehend etwa von folgenden Fragen: Wer stand hinter dieser Idee? Worum ging es den Initianten? Wie wurde ihrem Anliegen zum Durchbruch verholfen?

DAS STAPFERHAUS: DIE VERWIRKLICHUNG EINER IDEE

In der einen oder anderen Form hatte sich Kultur schon bei früheren Gelegenheiten auf der Lenzburg eingenistet. So beherbergte die Schloßanlage während 30 Jahren in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts die Erziehungsanstalt von Christian Lippe ebenso wie später die Familie des Dichters Frank Wedekind. Als der Kanton Aargau und die Stadt Lenzburg im Jahre 1956 die Schloßliegenschaft gemeinsam aus Privatbesitz erwarben, knüpften sie also mit dem Gedanken, die Schloßtore der Kultur zu öffnen, an Traditionen an.

Vor allem aber kamen sie dadurch in willkommener Weise ideellen Bestrebungen entgegen, die nach einer praktischen Verwirklichung suchten: da war Walter Robert Corti, der Begründer des Kinderdorfes Pestalozzi in Trogen, der sich mit hochfliegenden Plänen für eine internationale Akademie trug, eine «Stätte, . . . welche die Forschungen aller Wissenszweige zur übersichtlichen und allgemeinverständlichen Synthese bringt»³; und da

³ Walter Robert Corti, *Plan der Akademie/Geschichte und Nachleben der antiken Akademie*. Verlag Zofinger Tagblatt, Zofingen o. J., S. 18.

war Martin Meyer, der heutige Leiter des Stapferhauses, der für die Neue Helvetische Gesellschaft das Projekt eines College, eines Begegnungszentrums mit der Bezeichnung «Chexbres» entworfen hatte. «Chexbres» sollte, gemäß den Satzungen der Neuen Helvetischen Gesellschaft, «die freie Aussprache unter Verfechtern verschiedener Standpunkte» und die «verantwortungsbewußte Willensbildung im demokratischen Staat» pflegen, wobei es Politik als «ein Dienen für die leidende Menschheit» sehen und «in erster Linie zwischen allen Schichten und Gruppen unseres Volkes einen engen und fruchtbaren Kontakt vermitteln» will.

Der in eine breitere Öffentlichkeit getragene Akademie-Plan fand auch im Aargau freundliches Echo; so schrieb das Zofinger Tagblatt Ende 1955: «Die Lenzburg könnte die Stätte einer übernationalen philosophischen Akademie werden, womit im Aargau zu Leistungen aufgerufen wäre, die an die Zeiten eines Stapfer und Rengger anknüpfen; diese Akademie wäre ein doppelter Glücksfall: für die Akademie selbst, die mitten im Spannungsfeld zwischen den großen Schweizer Städten auf einer geographisch und kulturhistorisch vorbestimmten ‚terre de rencontre‘ situiert wäre und für den Kanton Aargau als eine einende, alle ‚unerlösten‘ geistigen und seelischen Kräfte anspannende Aufgabe. Wird die Lenzburger ‚Akropolis‘ geschaffen?»⁴

Ob geradezu «Akropolis» oder nicht – jedenfalls bot sich auf der Lenzburg schließlich die Möglichkeit, Martin Meyers eher konkretisierbaren Chexbres-Plan zu verwirklichen, und zugleich, wenn auch nur im bescheidenen nationalen Rahmen, einen Schritt auf Walter Robert Cortis große Akademie hin zu tun.

Im Dezember 1955 unterzeichneten die beteiligten Parteien den Kaufvertrag, das Schloß ging zum zweitenmal (schon zwischen 1804 und 1860 war es bekanntlich Eigentum des Kantons Aargau gewesen) in den Besitz der Öffentlichkeit über. In seiner Botschaft vom 4. Mai 1956 an den Großen Rat hält der aargauische Regierungsrat die Lenzburg wegen ihrer günstigen Verkehrslage und ihres landschaftlichen Reizes für prädestiniert als Ort der Begegnung, weshalb er zur Frage der Zweckbestimmung vorschlägt, es solle «ein Teil der Räumlichkeiten und Anlagen für kulturelle Veranstaltungen», zur «Durchführung von Versammlungen, Tagungen, Konferenzen, . . . Anlässen kultureller und kulturpolitischer Art» verwendet werden.

Die Stiftung Schloß Lenzburg, der die Burganlage nach dem Erwerb durch Stadt und Kanton übertragen wurde, legte denn auch ganz in diesem Sinne fest, daß das Schloß zu einer Stätte werden sollte, «die nicht nur als Kristallisationspunkt des vielgestaltigen Aargaus dient und das aargauische

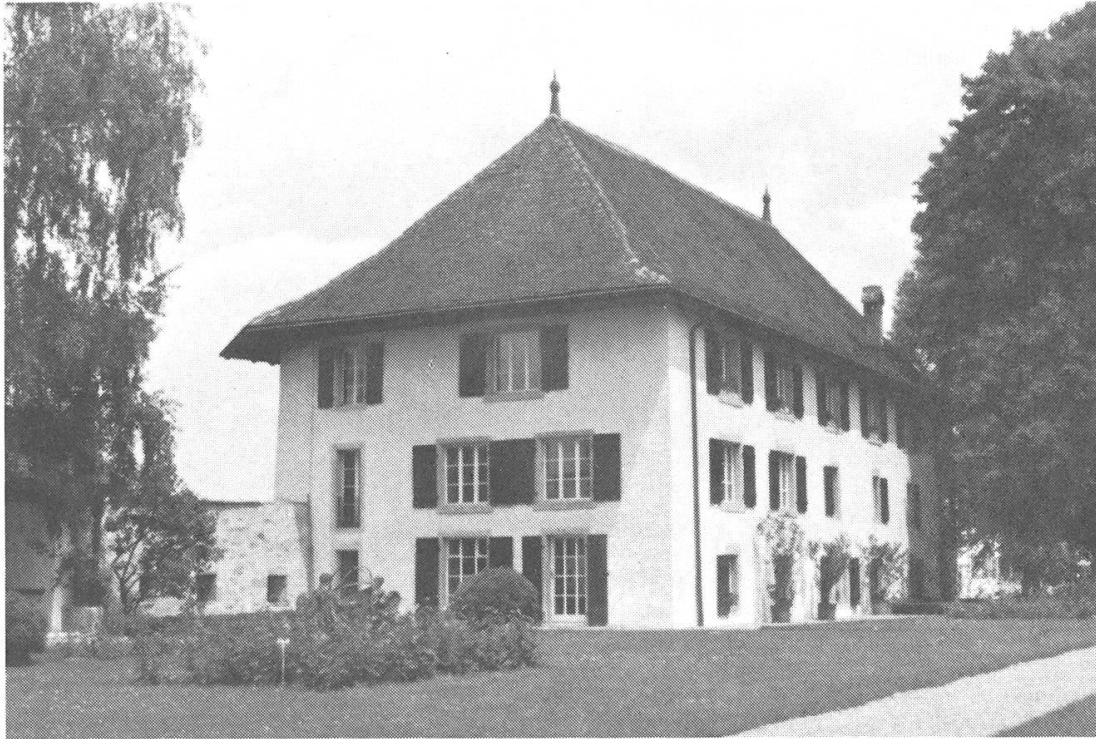
⁴ a. a. O., S. 52



Das alte Bernerhaus vor dem Umbau, wie es noch 1962 aussah. (Foto: Hans Weber)

Staatsbewußtsein fördert, sondern auch die eidgenössische Sendung des Aargaus aktiviert». «Der Aargau als Kanton der Mitte bedarf... eines geistigen und kulturellen Gravitationszentrums, das seit Jahrzehnten offensichtlich nicht mehr vorhanden war», schrieb der Stiftungsrat 1958 hochgemut.

Schon im folgenden Jahr konnte die Begegnungsstätte im engeren Sinne, das Tagungszentrum im Philipp-Albert-Stapfer-Haus, erste Veranstaltungen durchführen; 1960 nahm es mit einem vollamtlichen Leiter den Betrieb auf. Zu diesem Zweck wurde etappenweise das sogenannte Bernerhaus hergerichtet, welches ursprünglich ein Zweckbau mit Stall und Mühle war, zeitweise auch zum Wohntrakt gehörte. Auf Vorschlag von Jean Rudolf von Salis hatte ihm der Stiftungsrat neu den Namen Philipp Albert Stapfers gegeben, des Mannes, der als Bürger des aargauischen Brugg 1798 bis 1800 helvetischer Minister der Künste und Wissenschaften war. Stapfer erwarb sich große Verdienste um den Aargau und kann als Urheber einer nationalen Kulturpolitik gelten, dem in seiner Eigenschaft als Erziehungsminister vor allem «die Veredlung des Menschengeschlechts» am Herzen lag. Das «Gedankengut, das auf der Lenzburg eine Pflegestätte erhalten soll, ist, in moderner und zeitgemäßer Art, dem seinen verwandt», führte der Stiftungsrat Schloß Lenzburg aus, «und wir würden die geplante Stätte der Bildung und des eidgenössischen Gesprächs in eine traditionsbewußte Verbindung mit seinem Namen und Wirken bringen».



*Das Stapferhaus 1980, mit renovierter Fassade.
Unten die Tagungssäle, im zweiten Stock die Büros.
(Foto: Rolf Keller)*

Zur Verwirklichung der Idee hatte der Stiftungsrat Schloß Lenzburg die «Partnerschaft von kulturellen Verbänden und Stiftungen, die sich als Mitgestalter und Förderer unserem Unternehmen zur Verfügung stellen müßten», gesucht. Die eidgenössische Kulturstiftung Pro Helvetia, die überparteiliche Neue Helvetische Gesellschaft und auf kantonaler Ebene die Kulturstiftung Pro Argovia waren zur Mitwirkung bereit. Für letztere war der entscheidende Impuls das Referat von Walter Gerster anlässlich der 4. Stifterversammlung, worin dieser aufrief, das im Mittelpunkt der Pro-Argovia-Arbeit stehende «aargauische Kulturbewußtsein . . . zu vertiefen, es noch lebendiger zu machen, es auszuweiten und zu erheben über das Aargauische hinaus und ihm zu diesem Zwecke im Philipp-Albert-Stapferhaus eine feste Ankerstelle zu sichern».⁵ Da auch die anderen Partner in einer solchen Institution ein äußerst sinnvolles Arbeitsinstrument für ihre eigene Tätigkeit sahen, gründeten diese vier Organisationen zusammen das Stapferhaus.⁶ Sie bilden auch die Hauskommission, die für seinen Betrieb verantwortlich ist, und finanzieren diesen, gemeinsam mit der Stadt Lenz-

⁵ Walter Gerster, *Zum Plan einer Begegnungsstätte auf Schloß Lenzburg*. Aarau 1959.

⁶ Vgl. dazu Heft 11 der Schriftenreihe des Stapferhauses: Urs Clavadetscher, Emil Egli, Jean Rudolf von Salis, Bruno Schmid, *Das Stapferhaus in der Sicht seiner Partner*. Aarau 1979.

burg und dem Kuratorium für die Förderung des kulturellen Lebens im Aargau, durch feste jährliche Beiträge.

Die Aktivitäten des Stapferhauses bewegen sich auf einem recht breiten Spektrum. Einerseits ist da die Zusammenarbeit mit anderen Institutionen zu erwähnen. So führt das Stapferhaus auch das Sekretariat des Forum Helveticum, einer Vereinigung von 60 gesamtschweizerischen Parteien und Verbänden. Ähnlich wie das Stapferhaus selbst bezweckt das Forum Helveticum, eine Plattform für den freien Meinungs austausch über aktuelle Themen von allgemeinem Interesse zu sein, auf der die Vertreter der verschiedensten politischen Ausrichtungen, verschiedener religiöser und weltanschaulicher Überzeugungen, verschiedenster beruflicher Herkunft trotz aller Gegensätze und Fachbezogenheit im Gespräch bleiben sollen. – Im weiteren befinden sich die Geschäftsstellen der Schweizerischen Gesellschaft für Außenpolitik, des Schweizerischen Komitees für das englische Konferenzzentrum Wilton Park, der Pro Argovia sowie der Volkshochschule Lenzburg im Stapferhaus.

Andererseits aber und vor allem ergibt sich aus der Liste der durchgeführten Veranstaltungen auch bei kleiner Auswahl eine bunte Blütenlese von Tagungsthemen: Die Geltung des Aargaus in der Eidgenossenschaft. Freiheit und Verantwortung des Ingenieurs. Die Gestaltung der Gegenwart in der Literatur. Wie kann das schweizerische Parteiensystem gerettet werden? Landschaftsgestaltung und Landschaftserhaltung im aargauischen Reußtal. Probleme der Verständigung zwischen Deutsch- und Welschschweiz. Die Totalrevision der Bundesverfassung. Kultur und Politik: Aufgaben und Möglichkeiten des Parlaments. Die Berufsbildung im Aargau.

Bisher wurden im Stapferhaus rund 200 «hauseigene» Veranstaltungen durchgeführt; dazu kommen mehrere hundert sogenannte Gastrechte, also Tagungen, Versammlungen, Konferenzen, die zwar auf der Lenzburg stattfinden, aber ohne oder nur mit teilweiser personeller und organisatorischer Beteiligung des Stapferhauses. Immer geht es darum, gleichsam auf neutralem Boden und in anregender Umgebung Problemen gemeinsam auf den Grund zu gehen, im Gespräch das Verständnis für den persönlichen Standpunkt des andern zu vertiefen, in der Auseinandersetzung – einander kennen zu lernen. Der «Dienstleistungsbetrieb» Stapferhaus will ein Instrument sein, um dieses Anliegen in den verschiedensten Problembereichen des öffentlichen Lebens verwirklichen zu helfen.

Wenn man mit Kultur jenes eingangs angetönte, weitgreifende Gewebe menschlichen Denkens und Handelns meint, dann wird jetzt vielleicht ersichtlich, warum die vielfältigen Bemühungen des Stapferhauses unter diesen Titel gestellt worden sind: Auf der Suche nach der neuen Kultur.